

Zitierung / Citation:

Busch, Brigitta; Thomas Busch (2013) Sprachen der Verletzung, Sprachen als Ressource. Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben. In: Astrid Lampe, Peer Abigaard, Klaus Ottomeyer (Hg.) *Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie. Luise Reddemann zum 70. Geburtstag.* Stuttgart: Klett-Cotta, 95-118.

Zu den heilsamen und unheilvollen Kräften menschlicher Schwingungsfähigkeit. Dresden: Sandstein 2012, S. 106 – 116.

- Rentsch, I. (2012). Resilienzorientierte Kunsttherapie in der Behandlung von Traumafolgestörungen. In: Sprei, F. v., Martius, P., Förstl, H. (Hrsg), Kunsttherapie bei psychischen Störungen. *Kunsttherapie in Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik.* München: Elsevier, S. 121 – 129.
- Schmeer, G. (2012). Die therapeutische Potenz von Zeichen. In: Titze, D., HfBK Dresden (Hrsg): *Zeichen setzen im Bild. Zur Präsenz des Bildes im kunsttherapeutischen Prozess.* Dresden: Sandstein 2012, S. 33 – 47.
- Titze, D. (2011). Überzeichnungen. In: Wild, B. (Hg): *Humor in Psychiatrie und Psychotherapie. Neurobiologie – Methoden – Praxis.* Stuttgart, New York: Schattauer, S. 148 – 164.
- Titze, D. (2012). Das Bild an sich. Zur Präsenz des Bildes im kunsttherapeutischen Prozess. In: Titze, D., HfBK Dresden (Hrsg), *Zeichen setzen im Bild. Zur Präsenz des Bildes im kunsttherapeutischen Prozess.* Dresden: Sandstein 2012, S. 317 – 324.
- Wolf C., (2011). *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud.* Berlin: Suhrkamp, S. 48.

Sprachen der Verletzung, Sprachen als Ressource. Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben

Brigitta Busch und Thomas Busch

»Erreichbar, nah und unverloren inmitten der Verluste blieb dies eine: die Sprache. Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie mußte nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, »angereichert« von all dem.«

Paul Celan, Bremer Rede 1958

Einleitung

In diesem Beitrag geht es um Zusammenhänge zwischen traumatischem Erleben und Spracherleben, genauer um die Frage, ob Mehrsprachigkeit für Menschen mit traumatischen Erfahrungen eine Ressource sein kann, die sie im Hinblick auf die Stärkung innerer Abwehrkräfte mobilisieren können. Gemeinsam mit Luise Reddemann haben wir begonnen, dieses noch wenig erforschte Feld zu explorieren, eine erste klinische Vorstudie dazu ist zurzeit in Vorbereitung. Die Relevanz des Themas liegt angesichts der großen Zahl von Menschen, die von Vertreibung, Flucht, Migration oder, allgemeiner ausgedrückt, von Dislokation betroffen sind, auf der Hand. Dass Traumaexpertise und Sprachwissenschaft zusammengefunden haben, lag nicht nur am beidseitigen Interesse am jeweils anderen Fachgebiet, sondern vor allem an der geteilten Passion für ein gemeinsames Drittes: die Literatur. Luise Reddemann hatte das Buch »Mitten durch meine Zunge« (Busch und

Busch 2008) in die Hand bekommen, das wir kurz zuvor herausgegeben hatten, eine Sammlung von Texten, in denen SchriftstellerInnen über ihre Sprachen und ihr Spracherleben nachdenken. In etlichen dieser Texte werden traumatische Erfahrungen thematisiert oder angedeutet, manchmal werden Sprachen von den Betroffenen als Bedrohung wahrgenommen, manchmal als heilsame Kraft.

Im ersten Teil des Beitrags werden wir anhand eines dieser Texte, dessen Autor der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld ist, einige Motive herausarbeiten, um die es im Weiteren geht. Den zweiten Teil bildet ein zwangsläufig unvollständiger Überblick über historische Momente, in denen es zu verstärkter wissenschaftlicher Beschäftigung mit Mehrsprachigkeit im Kontext von Psychoanalyse und Psychotherapie gekommen ist. Im dritten Teil besprechen wir das soziolinguistische Konzept des sprachlichen Repertoires, über das jeder Mensch verfügt, und stellen eine Methode vor, mit der es visualisierbar und verbalisierbar wird.

»Wenn man keine Sprache hat ...« – Eine literarische Reflexion zu Sprachen und Trauma

1999 publizierte der bekannte israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld eine literarische Autobiographie, die unter dem Titel »Geschichte eines Lebens« (Appelfeld 2005) in deutscher Übersetzung erschien. An zentrale Stelle dieses Buchs stellt Aharon Appelfeld ein Kapitel, in dem er sich intensiv mit seiner Sprachbiographie auseinandersetzt. Anlass dazu ist ein altes Tagebuch, das ihm nach langen Jahren wieder in die Hände fällt. Es stammt aus der Zeit, als er 1946 im Alter von 14 Jahren nach Palästina kam, wo er zunächst in einem Lager für jüdische Kriegswaisen untergebracht wurde. Das Tagebuch, schreibt Appelfeld, zeigt ein Mosaik aus deutschen, jiddischen, hebräischen und sogar rumänischen Wörtern, »zurückgehaltene Schreie eines Vierzehnjährigen, dem alle Sprachen, die er gekonnt hatte, verlorengegangen waren, sodass er keine mehr hatte« (Appelfeld 2008, S. 26)¹. Hier im Lager erlebt der He-

¹ Die nachfolgenden Seitenangaben beziehen sich auf die Wiedergabe des Kapitels in Busch und Busch (2008).

ranwachsende den totalen Kollaps seiner Sprachlichkeit, das Versagen der Sprache als Mittel, um sich den anderen und der Welt zu öffnen: »Wenn man keine Sprache hat, ist alles Chaos und Durcheinander, und man hat Angst vor Dingen, vor denen man sich nicht zu fürchten braucht. In dieser Zeit stotterten die meisten der Kinder um mich herum, sprachen laut oder verschluckten die Wörter.« (ebd., S. 26 f.) »Die Vielredner unter uns wurden noch lauter, und die in sich Gekehrten verschluckten ihre Stimme. Ohne Muttersprache ist der Mensch verstümmelt.« (ebd., S. 27)

Das Verstummen, das hier mit Verstümmelung gleichgesetzt wird, ist ein Motiv, das – oft gepaart mit Stottern, Krächzen, Stimmversagen – in vielen Schilderungen über den konflikthafte Erwerb einer Zweitsprache zum Ausdruck gebracht wird. Im Schweigen kann sich Unterschiedliches ausdrücken und es kann im Verlauf der Zeit seine Funktion ändern: Schweigen als Reaktion auf Überforderung, als sicherer Rückzugsort, als trotzig Reaktion auf die Umwelt, als Strategie der Überlegenheit. Julia Kristeva (1990) hat dem vielschichtigen »Schweigen des Polyglotten« in ihrem Buch »Fremde sind wir uns selbst« ein faszinierendes eigenes Kapitel gewidmet.

Sprachwechsel als Loyalitätskonflikt

Ausgelöst wird die Sprachkrise des jungen Aharon durch einen Loyalitätskonflikt: Von den Kindern und Jugendlichen im Lager wird erwartet, dass sie alles, was sie an die Vergangenheit erinnert, hinter sich lassen und Hebräisch als ihre neue Muttersprache annehmen. Wer seine alte Sprache benutzt, wird getadelt und bloßgestellt. Trotz aller gegenteiligen Bemühungen stellt der junge Aharon fest, dass ihm die Sprache seiner Mutter, das Deutsche, immer mehr verlorengeht. »Die Sprache meiner Mutter und meine Mutter wurden eins. Als nun ihre Sprache in mir verlosch, spürte ich, dass meine Mutter ein zweites Mal starb.« (Appelfeld 2008, S. 29) Umso mehr lehnt er die ihm aufgezwungene neue Sprache ab, eine Sprache, so empfindet er es zu diesem Zeitpunkt, »in der man nicht leise reden kann, eine Soldatensprache« (ebd., S. 28). Der Erwerb einer neuen Sprache, der einhergeht mit der Aufgabe oder dem befürchteten Verlust einer alten, wird nicht selten als Loyalitätskonflikt, als ideologisches Entweder-Oder erlebt: Die neue Sprache tritt als Ideologie auf, die an den einzelnen Menschen appelliert und von

ihm ungeteilte Loyalität einfordert. Ein erzwungener Sprachwechsel kann mit der Angst verbunden sein, einen Teil seiner selbst zu verlieren, ein gewollter Sprachwechsel dagegen mit der Hoffnung, als »neues Subjekt« wiedergeboren zu werden. Der junge Appelfeld empfindet die Forderung, sich der neuen (Sprach-)Ideologie anzuschließen, als »das Auslöschen der Erinnerung, ein völliges Sich-Verwandeln« (ebd., S. 36).

Verräterische Sprache, Verrat an der Sprache

Im Fall von Aharon Appelfeld, wie in dem vieler anderer Holocaust-Überlebender, ist die Sache noch komplexer, denn die Sprache seiner Mutter ist zugleich die Sprache ihrer Mörder. Als Appelfeld in Palästina ankommt, liegt hinter ihm eine Kette grauenhafter, traumatischer Ereignisse – die Vertreibung aus dem Kindheitsparadies in der Bukowina, die Einweisung ins Ghetto, die Ermordung der Mutter, die endgültige Trennung vom Vater, eine jahrelange Flucht, auf der er sich in Wäldern versteckt hält. Das Kind gibt sich als Ukrainer aus, seine Herkunft und seine Sprache, die es verraten würden, muss es geheimhalten. In ihr spricht es, als es sich unbeobachtet glaubt, nur zu den Tieren auf einem Bauernhof, wo es Unterschlupf gefunden hat.

Hier geht es um ein weiteres Motiv, das eine Verknüpfung von traumatischem Erleben und Spracherleben darstellen kann: um Sprachen oder bestimmte Sprechweisen, die einen als Angehörigen einer bestimmten Gruppe ausweisen oder verraten. Eine Sprache, ein Dialekt, ein Akzent, eine Besonderheit in der Aussprache können als Unterscheidungsmerkmal fungieren, mit dem eine Einteilung in die Kategorien »Wir« und »Ihr« vorgenommen wird. *Shibboleth*, das hebräische Wort für Getreideähre, wurde, so wird im alttestamentarischen Buch der Richter erzählt, als Kennwort verwendet: Wer es *Sibboleth* aussprach, wurde als flüchtender Ephraimit identifiziert und getötet; passieren durfte nur, wer das *Sch* aussprechen konnte. Die Diskriminierung oder Verfolgung bestimmter Gruppen ist bis heute vielfach an eine bestimmte Sprachverwendung geknüpft. Wenn man sich aber stellt und sich als ein anderer ausgibt, begeht man dann nicht Verrat an der eigenen Sprache, womöglich sogar an der eigenen Mutter?

Die Imagination des Vor-Babel

In dem posttraumatischen und sprachlosen Zustand, in dem er sich, der unmittelbaren Gefahr entronnen, befindet, wählt der junge Aharon Appelfeld einen bemerkenswerten Weg, um langsam wieder zur Sprachlichkeit zurückzufinden: Er kehrt in Gedanken in die Bukowina seiner Kindheit zurück und entwirft sie als eine durch uneingeschränktes Sprachvermögen konstituierte Gegenwelt zur Sprachlosigkeit seiner Gegenwart: Er erinnert sich an deutsche Wörter, die im Mund seiner Mutter wie »exotische Glasglöckchen« klangen, an das Jiddisch der Großmutter, das den Geschmack von Kompott aus Trockenpflaumen hatte.

»Vier Sprachen umgaben uns, lebten in uns auf merkwürdige Weise zusammen und ergänzten sich. [...] Die Wörter aus den uns umgebenden vier Sprachen flogen uns zu, ohne dass wir es merkten, und bildeten ein Sprachengemisch, das ungeheuer reich an Schattierungen, Gegensätzen, Humor und Ironie war. In dieser Sprache gab es viel Raum für Empfindungen, feinste Gefühlsnuancen, für Phantasie und Erinnerung.« (ebd., S. 27 f.)

Der Vierzehnjährige im Aufnahmelager tut das, was in der Situation am hilfreichsten ist. Er mobilisiert Selbstheilungskräfte, indem er sich in die Kindheit zurückimaginiert, Kontakt mit dem »inneren Kind« (Reddemann 2001, S. 112) aufnimmt, mit der damaligen Sprachumgebung verbundene synästhetische Wahrnehmungen evoziert und so die Vorstellung eigener Sprachmacht auferstehen lässt. Interessanterweise ruft Appelfeld sich nicht »die Muttersprache« als ein Monolithisches, Homogenes in Erinnerung, sondern evoziert ein in sich differenziertes, heterogenes Sprachengemisch, das dennoch mühelos zusammenfindet, aus dem man unbeschwert schöpfen kann, um zu interagieren und Bedeutung zu schaffen. Alle Sprachen, in denen das Kind aufgehoben ist, werden zu einer, einem polyphonen Sprechen oder Murmeln, das Raum für feinste Gefühlsnuancen bietet, mit dem sich alles sagen lässt und das auch dann noch auf wundersame Weise untergründig fortwirkt, wenn einem diese Sprachen längst abhanden gekommen sind: »Heute leben diese Sprachen nicht mehr in mir, doch ich spüre ihre Wurzeln. Manchmal genügt ein einziges Wort, um wie mit einem Zauberspruch Bilder, ja Szenen wachzurufen.« (Appelfeld 2008, S. 27 f.) Ein

solcher Zustand des universellen Verstehens und des ursprünglichen Eins-Seins mit sich selbst und mit der Umwelt aber lässt sich nur von einem Entgegengesetzten her denken. Das Paradies, so scheint es, ist immer ein schon verlorenes (Busch 2010).

Der Umweg über eine dritte Sprache

Im Fall von Aharon Appelfeld verläuft die Aussöhnung mit der neuen Sprache, dem Hebräischen, das ihm zur Sprache seines Schreibens wird, über einen Umweg: Auf der Universität inskribiert er für das Fach Jiddisch. Diese Sprache, die weder deutsch noch hebräisch ist und im damaligen Israel über keinerlei Prestige verfügt, wird ihm dabei helfen, den Graben zwischen seiner alten und seiner neuen Sprachwelt zu überbrücken. Erst indem er das Judentum und mit ihm die hebräische Sprache als etwas in sich Heterogenes, Fragmentiertes begreifen lernt und sie sich schreibend und transformierend aneignet, vermag er sich beidem zu öffnen.

Die Suche nach einer dritten Sprache, die sich der Dichotomie zwischen alter Sprache und neuer Sprache entzieht, die gegenüber den als doppelte Vereinnahmung erfahrenen sprachideologischen Ansprüchen Entlastung verspricht, die einen Ort der Erholung und Vermittlung zu bieten und das »Davor« mit dem »Danach« zu verbinden vermag, ist ein Motiv, das sich in auffallend vielen Erzählungen mit traumatischem Hintergrund erkennen lässt (Busch 2012b).

Die Lektüre von Aharon Appelfelds »Geschichte eines Lebens«, die hier nur verkürzt und grob vereinfacht wiedergegeben werden konnte, macht deutlich, dass es sich lohnt, den vielfältigen und komplexen Zusammenhängen zwischen traumatischem Erleben, Spracherleben und Resilienz nachzuspüren. Sie zeigt darüber hinaus, wie ergiebig und in vieler Hinsicht bereichernd es sein kann, dazu auch literarische Quellen heranzuziehen, wie dies unter anderen Martina Kopf (2005) oder Simone Hein-Khatib (2007) tun, Erstere am Beispiel von Assia Djebar und Yvonne Vera, Letztere am Beispiel von Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Und schließlich führt Appelfelds Buch auch vor Augen, dass sich diese Zusammenhänge nur verstehen lassen, wenn man beides ins Auge fasst: die individuelle Biographie ebenso wie das historisch-politische Geschehen, in das sie verstrickt ist.

Wissenschaftliche Beschäftigung mit Mehrsprachigkeit und traumatischem Erleben

Der Zusammenhang von traumatischem Erleben und Spracherleben war bisher noch selten Gegenstand der fachspezifischen wissenschaftlichen Literatur. Jacqueline Amati Mehler, Simona Argentieri und Jorge Canestri (2010) kommt das Verdienst zu, als erste einen Überblick über Fachliteratur aus verschiedenen Disziplinen zum Fragenkomplex Mehrsprachigkeit und Psychoanalyse erarbeitet und publiziert zu haben. Auf Deutsch erschien ihr Buch »Das Babel des Unbewussten: Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse« erst 20 Jahre nach der italienischen Erstausgabe. Die drei AutorInnen haben selbst eine Migrationsgeschichte beziehungsweise haben als AnalytikerInnen in unterschiedlichen Sprachen gearbeitet. Der Schwerpunkt ihres Überblicks liegt bei der klassischen psychoanalytischen Literatur. Sie betonen, dass bereits die Anfänge der Psychoanalyse eng mit Mehrsprachigkeit verwoben waren, auch wenn dies nicht explizit thematisiert wurde. Sigmund Freud und seine SchülerInnen hatten es in ihrer Praxis überwiegend mit kosmopolitischen und polyglotten PatientInnen der höheren sozialen Schichten zu tun. Eines der ersten Zeugnisse zu Mehrsprachigkeit und psychoaffektivem Erleben ist der von Joseph Breuer (1895) und Sigmund Freud dokumentierte Fall der Anna O.: Über Monate konnte die Patientin ihre Erstsprache Deutsch nicht mehr sprechen, zeitweilig auch nicht verstehen, und griff auf das später erlernte Englisch, manchmal auch auf Französisch oder Italienisch zurück.

Mit dem Ziel, sich der Frage nach dem Zusammenhang von Mehrsprachigkeit und psychodynamischen Prozessen anzunähern, setzt sich Christiane Winter-Heider (2009) in systematischer Weise mit psychoanalytischen Konzeptionen von Sprache und sprachlicher Symbolisierung bei Freud, Klein, Winnicott, Lacan, Kristeva und vielen anderen auseinander. Aus linguistischer Sicht widmet Aneta Pavlenko (2005) in ihrem Buch zu Emotionen und Multilingualismus ein Kapitel der Frage von Sprachwahl und Sprachwechsel in Psychoanalyse und -therapie. Sie gibt einen Überblick über zwischen 1949 und 1996 publizierte Falldiskussionen und versucht anhand eines tabellarischen Vergleichs vorsichtige Verallgemeinerungen abzuleiten, welche unterschiedlichen Rollen in Bezug auf Unbewusstes der mit Kindheitserinnerungen ver-

bundenen Muttersprache L₁ beziehungsweise einer später erworbenen Zweitsprache L₂ zugeschrieben werden.

Zur Beschäftigung mit traumatischem Erleben und Mehrsprachigkeit kommt es im Verlauf des 20. Jahrhunderts, das der Historiker Eric Hobsbawm (1994) als das Zeitalter der Extreme bezeichnete, immer wieder in Zusammenhang mit *man made disasters*, mit den Folgen und Langzeitfolgen von Genozid, Verfolgung, Vertreibung, Deportation, Flucht, Exil und kolonialer Dominanz. Der folgende bruchstückhafte Einblick in die wissenschaftliche Literatur gruppiert Publikationen, die in der Folge solcher historisch-politischer Ereignisse und Katastrophen erschienen sind.

Psychoanalyse im Exil – in welcher Sprache?

Die Judenverfolgung im Nationalsozialismus trieb die Mehrzahl der im deutschen Sprachraum praktizierenden AnalytikerInnen ins Exil. In ihrer weiteren Arbeit waren sie fast zwangsläufig mit Mehrsprachigkeit konfrontiert, und aus ihren Schriften sind Überlegungen zum eigenen Spracherleben, zum Konnex Sprache und Trauma bei emigrierten PatientInnen sowie zur Frage des Umgangs mit der Mehrsprachigkeit in der Analyse-Arbeit herauszulesen. Zu einer weiteren Beschäftigung mit diesen Fragen kam es in den 1970er Jahren, als zahlreiche Intellektuelle gezwungen waren, aus lateinamerikanischen Diktaturen die Flucht zu ergreifen. Die erste explizite Publikation zur Bedeutung von Mehrsprachigkeit aus psychoanalytischer Sicht geht auf die aus Deutschland stammende, in die USA emigrierte Analytikerin Edith Buxbaum (1949)² zurück. In ihrem Artikel »The role of a second language in the formation of Ego and Superego« beschäftigt sie sich anhand von Fallgeschichten mit dem Verhältnis zwischen Erst- und Zweitsprache. Ihrer Interpretation nach fungiert die neue Sprache als Abwehrmechanismus, der die Verdrängung stärkt und das Über-Ich schwächt. Buxbaum vertritt die Meinung, dass Erfahrungen in jener Sprache, in der sie gemacht wurden, konkret bleiben, während sie in einer anderen eine Dimension von Irrealem haben. Ralph Greenson (1950) extrapoliert aus seinen Erfahrungen mit emigrierten mehrspra-

² Der Überblick in diesem Abschnitt stützt sich überwiegend auf Amati Mehler et al. 2010.

chigen PatientInnen, dass eine neue Sprache neue Bilder hervorbringen kann, welche alte Bilder ersetzen oder neben ihnen stehen können. Andererseits könne der Widerstand gegen den Verzicht auf alte Objekte sich als ein Lernhindernis auf dem Weg zu einer neuen Sprache auswirken.

Die Frage, wie in der Therapie mit der Mehrsprachigkeit umzugehen ist, ob grundsätzlich eher die Erstsprache oder die Zweitsprache der PatientInnen eingesetzt werden soll, wie weit TherapeutInnen über ein ähnliches sprachliches Repertoire wie die PatientInnen verfügen sollten und ob fallweise auch mehr als eine oder sogar dritte Sprachen zum Einsatz kommen sollen, beschäftigte viele AnalytikerInnen dieser Generation, darunter Melanie Klein (1961) oder Eduardo Krapf (1955). Isaac Tylim (2002) plädiert dafür, Momenten des Sprachwechsels innerhalb der Therapie vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken und der Frage nachzugehen, worauf ein solcher Wechsel verweist, welche unterschiedlichen, auch leiblichen Erfahrungen mit verschiedenen Sprachen verbunden sind.

Nach dem Holocaust – Überleben und Sprache

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs beginnt zunächst zögerlich und später intensiver die Auseinandersetzung mit den schwerwiegenden psychischen Auswirkungen des Holocaust auf die Überlebenden. Jean Améry (1977) schreibt in seinen autobiographischen Reflexionen »Jenseits von Schuld und Sühne« darüber, wie der Ausschluss aus der Gemeinschaft zugleich einen Ausschluss aus der Sprache bedeutete und wie ihm die Muttersprache dadurch zu einer feindlichen wurde. Monika Schmid (2004) führte eine Studie zu Spracherhalt bzw. -aufgabe durch, die auf autobiographischen Interviews mit 35 aus Deutschland in die USA emigrierten Personen jüdischer Herkunft beruht. Sie zeigt, dass jene Variablen, die in Sprachverlust-Studien als signifikant angenommen werden, nämlich Alter zum Zeitpunkt der Migration, hier nicht zum Tragen kommen. Die quantitativ und qualitativ angelegte Untersuchung legt vielmehr nahe, dass ein direkter Zusammenhang zwischen der Aufgabe oder dem Verlust der deutschen Sprache und dem Grad der unmittelbar erlebten, persönlichen Verfolgung besteht. Während jene Personen, die vor dem Inkrafttreten der Nürnberger Rassegesetze emigrierten, auch 60 Jahre nach der Auswanderung

die deutsche Sprache zu einem erstaunlich hohen Grad erhalten hatten, stellte Monika Schmid für die zweite Gruppe, die nach 1935, aber vor den Novemberpogromen von 1938 ins Exil ging, fest, dass die Sprachaufgabe weiter fortgeschritten war. Die Personen der dritten Gruppe, die erst 1938 oder danach flohen, also in einer Situation, die als lebensbedrohlich erlebt wurde, tendierten am meisten dazu, die deutsche Sprache gänzlich aufzugeben, oder sprachen Deutsch, wenn überhaupt, mit unüberhörbarem englischem Akzent.

Die Befunde von Monika Schmid finden Bestätigung in den Arbeiten der Germanistin Anne Betten (2010), die zwischen 1990 und 2007 sprachbiographische Interviews in Israel durchführte, zuerst mit deutschsprachigen Juden, die während der Zeit des Nationalsozialismus nach Palästina eingewandert waren, dann, in einer zweiten Serie, mit der zweiten Generation, die überwiegend in Israel geboren war. Für die erste Generation war die deutsche Sprache, so Betten (2010, S. 54), »untrennbar mit essentiellen biographischen Erfahrungen und starken Emotionen« verbunden. Sprachverlust oder Sprachaufgabe war nicht primär durch mangelnde Gelegenheit, die Sprache zu benutzen, bedingt, sondern durch emotionale Faktoren und Identitätsentwürfe. Die zweite Generation habe oft seelische Bedrückung und Traumata der Eltern gespürt, ohne darüber reden zu können. Die dritte Generation gebe sich heute unbefangener auf Spurensuche und zeige vermehrt Interesse daran, die deutsche Sprache zu lernen.

Verfolgung aufgrund ethnischer Zugehörigkeit kann vor allem, wenn Sprache als Erkennungsmerkmal, als Shibboleth fungiert, weitreichende Auswirkungen auf sprachliche Praktiken innerhalb einer Gruppe haben. In Bezug auf die im Burgenland lebenden Roma stellt der Sprachwissenschaftler Dieter Halwachs (1999) fest, dass jene, die den Genozid überlebt hatten, ihre Sprache meist nicht an die nächste Generation weitergaben, sondern auf sprachliche Assimilation an die Sprache der Täter setzten. Erst durch das seit der offiziellen Anerkennung als Volksgruppe wachsende Selbstbewusstsein kommt es zu einer späten Rückbesinnung auf die verlorene Sprache. Mit Nachkriegsentwicklungen in Kärnten, wo die nationalsozialistischen Machthaber im Zuge der Germanisierungspolitik große Teile der slowenischsprachigen Bevölkerung hatten deportieren lassen, setzt sich der Sozialpsychologe und Traumatherapeut Klaus Ottomeyer (1997) auseinander. Sein Augenmerk gilt den weitreichenden psychosozialen und politischen Auswirkungen von mit Trauer

und Scham besetzten Prozessen sprachlicher Assimilation und Überassimilation.

Weiter zurück, nämlich auf den 1915/1916 an ArmenierInnen begangenen Völkermord, verweist eine Reihe von Arbeiten der französischen Psychoanalytikerin Jeanine Altounian. Anhand ihrer eigenen Familiengeschichte hebt sie die Bedeutung hervor, die einer »anderen« Sprache, in ihrem Fall dem Französischen, zukommt, um das Familientrauma aufzuarbeiten. Erst durch einen vielschichtigen Prozess des Übersetzens, dem das in türkischer Sprache und armenischer Schrift verfasste Journal des Vaters über den Todesmarsch zugrunde liegt, wird das Unausgesprochene für sie mitteilbar und mit anderen teilbar (Altounian 2000).

Fremd im eigenen Land – Auswirkungen kolonialer Sprachpolitik

Aus europäischer Sicht gerät leicht in Vergessenheit, welche gravierenden Wirkungen auf das psychische und sprachliche Erleben der Kolonialismus und die kolonialen Sprachpolitiken in den betroffenen Weltregionen ausgeübt haben und vielfach noch bis heute ausüben. Pionier auf dem Gebiet der Erforschung psychischer Leiden, die der Ausübung kolonialer und rassistischer Gewalt, bis hin zu systematischer Folter, zuzuschreiben sind, war Frantz Fanon (1952), der in seinem Buch »Peau noire, masques blancs« (Schwarze Haut, weiße Masken) der komplexen Beziehung der Kolonialiserten zur Sprache der Kolonisatoren ein eigenes Kapitel gewidmet hat.

Ein weiterer Meilenstein in der Beschäftigung mit Zweisprachigkeit und Psychopathologie unter den Bedingungen von Kolonialismus und Postkolonialismus war die Tagung »Du bilinguisme«, die 1981 unter Beteiligung von PsychotherapeutInnen und SchriftstellerInnen vor allem aus Nordafrika in Rabat stattfand (Collectif 1985). Hervorzuheben sind die Publikationen von Jacques Hassoun, einem der Tagungsteilnehmer, der sich als Psychoanalytiker Lacanscher Prägung intensiv mit Mehrsprachigkeit und Erinnerung unter den Bedingungen von Kolonialismus (Hassoun 2009) und Exil (Hassoun 2002) auseinandergesetzt hat. Als Echo auf die in Nordafrika geführte, sehr fruchtbare Diskussion lässt sich auch Jacques Derridas Essay »Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs« lesen (Derrida 1997), in

dem er anhand seiner eigenen Geschichte als Französisch sprechender algerischer Jude die kolonialen Mechanismen traumatisch erlebter sprachlicher Ausgrenzung thematisiert.

Gehört werden – *Truth and Reconciliation* in Südafrika

Mit der Bearbeitung eines besonderen Kapitels postkolonialer Gewalt, den während der Apartheidzeit verübten rassistischen Verbrechen, befasste sich die *Truth and Reconciliation Commission* (TRC), die 1996 ihre Arbeit aufnahm. In den Hearings der Kommission fungierten die in der Apartheidzeit als minderwertig disqualifizierten afrikanischen Sprachen zum ersten Mal in der südafrikanischen Geschichte in einem öffentlich institutionellen Rahmen als gleichberechtigte Sprachen neben Englisch und Afrikaans. Die Anerkennung dieser Sprachen bot den Opfern und ihren Angehörigen erstmals die Möglichkeit, gehört zu werden, sie war aus Sicht der Psychologin Pumla Gobodo-Madikizela (2003), einer der Vorsitzenden der TRC, eine wesentliche Voraussetzung für die öffentliche Anerkennung des erlittenen Leides. Als problematisch erwies sich allerdings, dass die sozusagen über Nacht aus dem Boden gestampften Dolmetsch- und Übersetzungsdienste den enormen Anforderungen nicht immer gewachsen waren. Mit den Möglichkeiten und Grenzen des Erzählens traumatischer Lebensgeschichten in einem öffentlichen, institutionellen Kontext setzt sich die Sprachwissenschaftlerin Christine Anthonissen (2009) auseinander. In ihrer Forschungsarbeit zur TRC fragt sie danach, welche Erzählweisen in institutionellen Situationen gehört werden, welche glaubwürdig wirken und wie sichergestellt werden kann, dass die Erzählenden die Verfügungsmacht (*ownership*) über ihre Geschichte behalten.

Besonders aufschlussreich ist die Auseinandersetzung mit der Problematik des Gehört- und Verstandenwerdens in den translingualen und transkulturellen Verfahren der TRC, die von einem interdisziplinären Team (Krog, Mpolweni, Kopano 2009) geleistet und unter dem Titel »There was this Goat« publiziert wurde. Sie beschäftigen sich mit einer im Verfahren als unverständlich qualifizierten Zeugenaussage einer Frau, deren Sohn im Zuge einer Polizeiaktion in der Kapstädter Township Gugulethu ermordet wurde. Sie vergleichen die protokollierte englische Version mit der in isiXhosa gemachten Aussage und stellen fest, dass die »Unverständlichkeit« der Aussage auf Unschärfen im Dolmet-

schen und in der Transkription des Translats zurückzuführen sind, aber auch auf das, was die AutorInnen als *cultural untransferables* bezeichnen. In ihrer gemeinsamen Interpretation richten sie den Fokus auf eine Erzählsequenz, in der scheinbar unzusammenhängend von einer Ziege die Rede ist. Es stellt sich heraus, dass die Erzählerin auf die Schilderung eines Traumes und auf Bilder und Figuren aus dem traditionellen *story telling* zurückgegriffen hat, um das Trauma von der Ermordung des Sohnes erzählbar zu machen.

Trauma, (Flucht-)Migration, Sprache – aktuelle Herausforderungen

2011 zählte das UNHCR weltweit 42,5 Millionen Vertriebene; 15,42 Millionen von ihnen gelten als Flüchtlinge unter UNHCR-Mandat, 26,4 Millionen als Binnenvertriebene und 895 000 als Asylsuchende.³ Auch wenn der weitaus überwiegende Teil dieser Menschen Zuflucht in einer Nachbarregion oder einem Nachbarland sucht, so ist Dislokation doch fast immer mit einem Wechsel der sprachlichen Umgebung verbunden. Sowohl zu Trauma und Migration als auch zu Mehrsprachigkeit und Migration gibt es eine wachsende Zahl an wissenschaftlichen Arbeiten, die Antworten auf diese aktuellen Herausforderungen suchen. Die Forschung zum Konnex Trauma und Mehrsprachigkeit in Zusammenhang mit Flucht und Migration ist hingegen noch in den Anfängen. Wir werden hier nicht auf die umfangreiche Literatur zur interkulturellen Psychotherapie eingehen, die für unsere Fragestellung zwar relevant ist, aber auf Mehrsprachigkeit meist nur am Rand eingeht.

Die Auseinandersetzung mit Dolmetschen in Therapie und Asylverfahren hat eine neue Dimension gewonnen, da Sprache nicht mehr als neutrales Transportmittel gesehen wird und die Rolle der DolmetscherInnen damit stärker in den Vordergrund rückt. Für viele Sprachen, die in dieser Situation relevant sind, gibt es kaum professionell ausgebildete DolmetscherInnen, sodass auf LaiendolmetscherInnen zurückgegriffen wird, wie das der Psychologe Leslie Swartz (1998) am Beispiel eines südafrikanischen Klinikalltags darlegt. Eine solche Übersetzungstätigkeit

³ Global trends report UNHCR, publiziert am 18. Juni 2012, <http://www.unhcr.org/globaltrends2011/>

ist nicht nur für nahestehende Personen, insbesondere für Kinder, eine oft unzumutbare Belastung, sondern hat auch darauf Einfluss, was erzählt werden kann (Ottomeyer 2006, Rienzner 2011).

Ver mehrt wird der Frage Aufmerksamkeit geschenkt, wie mit Migra n tInnen oder Flüchtlingen im Aufnahmeland umgegangen wird. Feindseligkeiten oder Unsicherheit in Bezug auf Aufenthalt und Existenzbasis erhöhen den Stress, der mit dem Sich-Eingewöhnen in eine neue Lebenswelt verbunden ist, wodurch Belastungen infolge traumatischen Erlebens verstärkt oder reaktiviert werden können. Auch die Konfrontation mit einer neuen Sprache kann zu einem Stressfaktor werden, weil dabei Gefühle der Hilflosigkeit auftreten können (Kogan 2005). Luise Reddemann (2009) zeigt, dass sprachliche Ausgrenzungsmechanismen auch innersprachlich, beispielsweise gegenüber einem »fremden Deutsch«, wirksam werden können. Beide AutorInnen betonen, dass die Belastungen durch Vertreibung, Flucht und Ablehnung im Aufnahmeland oft in der Kindergeneration deponiert werden und sich dort als psychische oder psychosomatische Störungen manifestieren.

Studien aus psychologischer bzw. psychotherapeutischer Sicht zu konflikthaftem Spracherleben in der zweiten Generation stammen u. a. von Christiane Winter-Heider (2009) und Francine Couëtoux-Jungman et al. (2010). Letztere berichten über eine Langzeitbeobachtung an der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Pariser Klinik Salpêtrière, in der es darum geht, welche Sprache Eltern wählen, um mit ihren Kleinkindern zu kommunizieren. Wenn dies eine Sprache ist, in der die Eltern selbst unsicher sind, was bei Französisch als Zweitsprache oft der Fall ist, kann es zu einem Mangel an verbaler Interaktion in der Eltern-Kind-Beziehung und zu Störungen in der Entwicklung des Kindes kommen. Die AutorInnen plädieren daher dafür, eine genaue Bestandsaufnahme der Sprachsituation im familiären und weiteren Umfeld des Kindes zu machen und sie in die Therapie einzubeziehen.

Das sprachliche Repertoire – Sprachen als Ressourcen würdigen

Viele der besprochenen Studien basieren auf einer Gegenüberstellung von Mutter- bzw. Erstsprache auf der einen Seite und später erworbener Zweitsprache auf der anderen. Das ist nicht nur deshalb verein-

fachend, weil viele Kinder von Geburt an mit mehr als einer Sprache aufwachsen, sondern auch, weil Sprachen als voneinander klar abgrenzbare und in sich geschlossene Einheiten gedeutet werden. Vor allem birgt eine solche Gegenüberstellung aber auch die Gefahr, das Blickfeld zu verengen und weitere Sprachen oder Sprechweisen auszublen den, die außerhalb der Bipolarität Erstsprache-Zweitsprache stehen und für die betreffenden Personen dennoch oder gerade dadurch bedeutsam sein können. Schon die eingangs wiedergegebenen Erinnerungen von Aharon Appelfeld haben gezeigt, wie er in der Lage war, die »Drittsprache« Jiddisch, die sich der doppelten Vereinnahmung durch die »alte« und die »neue« Sprache entzog, im Sinne von Resilienz zu mobilisieren.

Der dichotomen Sichtweise stellen wir eine Betrachtungsweise entgegen, die davon ausgeht, dass Sprachen, über die jemand verfügt, nicht als voneinander getrennte Systeme gesehen werden können, sondern ein Ganzes bilden, ein Repertoire, aus dem er oder sie im Sprechen je nach Situation, Kontext, Thema, GesprächspartnerIn schöpft. Das Konzept des sprachlichen Repertoires geht auf den Sprachwissenschaftler John Gumperz (1964) zurück, ihm zufolge umfasst das sprachliche Repertoire die Gesamtheit der sprachlichen Mittel – Sprachen, Dialekte, Stile, Register, Codes –, die SprecherInnen zur Verfügung stehen, um Bedeutung zu vermitteln. Die konkrete Sprachwahl wird aus Sicht der klassischen Soziolinguistik vor allem durch Regeln der Grammatik und durch solche sozialer Konventionen eingeschränkt.

Sowohl aus individuellen biographischen Erzählungen wie jener von Aharon Appelfeld als auch aus der im zweiten Teil besprochenen wissenschaftlichen Literatur wird ersichtlich, dass die Sprachwahl in hohem Maß auch von emotionalen Faktoren beeinflusst wird. Die Entwicklung des sprachlichen Repertoires ist ein lebenslanger Prozess, der im zeitlich-räumlich geschichteten Spracherleben begründet ist. Was beim Hören und Sprechen einer Sprache mitschwingt, hängt damit zusammen, welche Erinnerungen und Erfahrungen mit bestimmten Sprachen oder Sprechweisen verknüpft werden und wie früheres Spracherleben im gegenwärtigen Sprechen wieder aufgerufen wird (Busch 2012 a).

Dass sie so etwas wie ein sprachliches Repertoire haben, wird SprecherInnen meist erst aufgrund einer Irritation bewusst, nämlich dann, wenn sie das Gefühl haben, dass sie von ihrer Umgebung als »anders-

sprachig« wahrgenommen werden, dass ihr Repertoire nicht richtig »passt«. Dieses Spracherleben ist nicht neutral, es ist mit emotionalen Erfahrungen verbunden, damit, ob man sich in einer Sprache bzw. im Sprechen wohlfühlt oder nicht. Zum einen geht es um das Erleben einer Differenz zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung, um das Gefühl, sich beim Sprechen beobachten zu müssen. Zum zweiten geht es um die Frage nach Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit. Das kann sowohl den Wunsch beinhalten, sich über Sprache mit einer Gruppe zu identifizieren, als auch die Erfahrung, von anderen aufgrund der eigenen Sprechweise ausgeschlossen oder ungefragt mit einer Gruppe von »Anderen« gleichgesetzt zu werden. Und schließlich geht es um das Erleben sprachlicher Macht oder Ohnmacht, also um die soziale Positionierung, die durch ein bestimmtes Sprechen ausgedrückt und zugleich reproduziert wird. In all diesen Fällen ist Spracherleben auch (zwischen-)leibliches Erleben und schreibt sich so in das sprachliche Gedächtnis ein.

Die emotionale Dimension von Sprache

Traditionell nahmen Vorstellungen von Spracherwerb und Sprachproduktion meist den Einzelnen als Ausgangspunkt und waren mentalistisch geprägt, d.h. sie gingen von Modellen aus, die nicht das intersubjektive, das Soziale in den Vordergrund stellen. Der Konnex Sprache-Emotion wurde dabei kaum angesprochen. Dass in diesem Punkt Nachholbedarf besteht, wird nicht nur aus der sprachbiographischen Forschung deutlich, auch Erkenntnisse, die in anderen Disziplinen gewonnen wurden – insbesondere in der philosophischen Beschäftigung mit Emotionen, seit einiger Zeit auch in der Spracherwerbsforschung und den Neurowissenschaften, länger schon im Rahmen der Psychoanalyse –, verweisen darauf, dass Kognition und Emotion bei Spracherwerb und Sprachproduktion wechselseitig eng verbunden sind. In einem aktualisierten Repertoire-Konzept wird man daher auch emotionale Dispositionen, die Einfluss auf die Verfügbarkeit und den Einsatz sprachlicher Realisierungsmittel ausüben, nicht mehr außer Acht lassen können.

Neuere *Forschungen zum Spracherwerb* vertreten zunehmend ein Kognitionskonzept, das die Bedeutung der emotionalen Dimension betont. In Abkehr vom mentalistischen Ansatz wird von einem intersub-

jektiv-reziproken Prozess ausgegangen, wie er zum Beispiel von Ulrike Lüdtke (2011) vertreten wird. Demnach wird die Bedeutung von Zeichen nicht statisch – durch rein kognitive Übernahme eines feststehenden eindeutigen Inhalts in ein individuelles, isoliertes mentales Konzept und Lexikon – erworben, sondern wahrnehmungsbasiert über sozial-intersubjektive Prozesse. Angenommen wird in diesem Zugang, dass die Erwartung eines emotional antwortenden Anderen bereits pränatal angelegt ist.

Interessante Impulse, die ebenfalls auf den hohen Stellenwert von Emotionen im Spracherwerb und in der Sprachproduktion verweisen, kommen auch aus den *Neurowissenschaften*. Vor allem die Mitte der 1990er Jahre erfolgte Entdeckung der Spiegelneuronen – Nervenzellen, die nicht nur dann aktiv werden, wenn man eine bestimmte Handlung selbst ausführt, sondern auch, wenn man andere dabei beobachtet, wie sie diese Handlung ausführen – hat mit sich gebracht, dass die intersubjektive Spiegelung von Emotionen als wesentlicher Organisator der sprachlich-kommunikativen Entwicklung des Kindes gesehen wird.

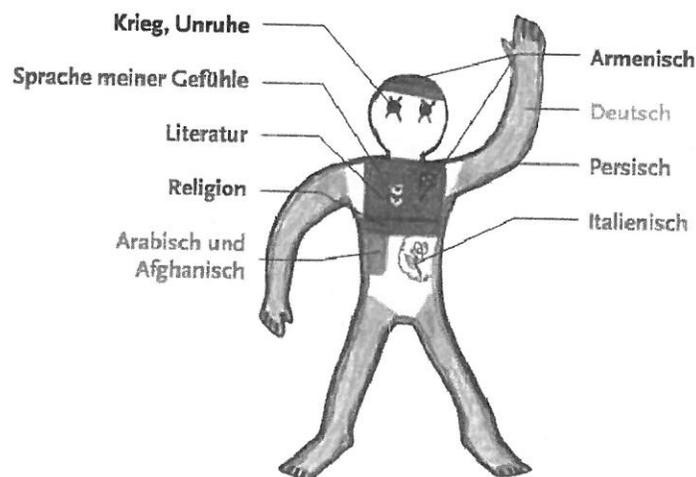
Das sprachliche Repertoire kann demnach nicht einfach als Werkzeugkiste funktionieren, aus der man sich nach Bedarf bedient. Und es wird nicht nur dadurch bestimmt, was ein sprechendes Subjekt »hat«, sondern manchmal gerade dadurch, was nicht zur Verfügung steht und sich in einer gegebenen Situation als Leerstelle, Bedrohung oder Begehren umso mehr bemerkbar macht: Sprachen, die mit dem Wunsch verbunden sind, sich mit anderen zu vereinen oder zu identifizieren; Sprachen der Sehnsucht, aus denen man durch Exil, durch Untersagung, durch freiwillige oder aufgezwungene Assimilation vertrieben wurde; Sprachen, vor denen man aus Sorge sich bloßzustellen zurückscheut, oder weil man fürchtet, sie könnten eine andere Sprache verdrängen, um deren Stelle einzunehmen; Sprachen, die man meidet, weil sie mit negativem oder traumatischem Erleben verbunden sind, mit dem Verlust von Autonomie und Handlungsmacht.

Das sprachliche Repertoire, so könnte man es zusammenfassen, bildet ein vielstimmiges, heteroglossisches Ganzes. Unterschiedliche Sprachen und Sprechweisen treten einmal in den Vordergrund, dann wieder zurück, mischen sich ein oder verschränken sich zu etwas Neuem, aber in der einen oder anderen Form sind sie und das mit ihnen verknüpfte Erleben in jeder Interaktion mit präsent. Weil Sprache, um mit Bachtin (1979) zu sprechen, dialogisch ist, weil sie sich

auf der Grenze zwischen dem eigenen und dem fremden Wort bewegt, spiegelt sich im sprachlichen Repertoire nicht nur das synchrone Nebeneinander unterschiedlicher sozialer Räume, an denen SprecherInnen teilhaben, sondern es verweist auch diachron auf unterschiedliche Zeitebenen: nach rückwärts auf vergangene Zeiträume, in denen es sich konstituiert und umgeformt hat, aber auch antizipierend und projektiv nach vorne – auf das, was bevorsteht und worauf man sich einstellt.

Sprachliche Ressourcen sichtbar machen

Sprachliches Handeln erfolgt in einem hohen Maß unbewusst. Um das sprachliche Repertoire verbalisierbar und visualisierbar zu machen, arbeiten wir an der Universität Wien seit einigen Jahren mit sogenannten Sprachenportraits (Busch 2010, 2012b). SprecherInnen werden eingeladen, über ihr sprachliches Repertoire nachzudenken, also über sprachliche Ausdrucksmittel, die in unterschiedlichen Lebenssituationen und mit verschiedenen Personen eine Rolle spielen oder gespielt haben, und sie mit verschiedenen Farben in einen vorgegebenen Körperumriss einzutragen (siehe Abbildung). Was sie als Sprache definieren, bleibt ihnen überlassen. Im Fall des hier abgebildeten Portraits zum Beispiel werden auch die Sprache der Religion, der Gefühle oder der Literatur als Kategorien verwendet.



Das Zeichnen öffnet einen Raum des Innehaltens, der selbstreflexiven Verzögerung und Distanznahme, der sich den Zugzwängen des Erzählens und vorschnellen Rationalisierungen ein Stück weit entzieht. Das Denken und Darstellen in Bildern fungiert als eigenständiger Modus, in dem Bedeutung geschaffen wird. Anders als die Erzählung, die linear und sequentiell strukturiert ist, lenkt der visuelle Modus den Blick auf das Ganze (die Gestalt) und die Relationalität der Teile zueinander. Anders als im verbalen Modus, der die Erzeugung diachroner Kontinuität und synchroner Kohärenz begünstigt, können im analogen Modus des Bildes Widersprüche, Brüche, Überlappungen und Ambiguitäten eher stehen bleiben (Breckner 2010).

Das hier abgebildete Sprachenportrait, das an anderer Stelle (Busch 2012a) eingehender besprochen wurde, stammt von Frau S., die als Angehörige der armenischen Minderheit im Iran aufgewachsen und später als Asylbewerberin nach Österreich gekommen ist. Aus dem Bild und der nachfolgenden Erläuterung wird deutlich, dass Frau S. ihre Sprachen drei Gruppen zuordnet: Zu den als belastend oder bedrohlich empfundenen Sprachen zählt das im Iran gesprochene Farsi, das sie mit Krieg und Unruhe assoziiert, sowie Türkisch, das für sie mit der tradierten Erinnerung an den Völkermord an den ArmenierInnen behaftet ist. Zu ihren Alltagssprachen zählt Frau S. Persisch sowie Deutsch, das sie möglichst schnell und gut lernen will. Die dritte Gruppe bilden Sprachen, die ihr Zuflucht, Geborgenheit oder Entlastung bieten können: Armenisch, Afghanisch (Dari), Arabisch, Italienisch sowie die Sprachen der Religion, der Literatur, der Gefühle. Bemerkenswert ist, dass Frau S. zwischen Persisch, Farsi und Dari differenziert, die in der Regel als Varietäten ein und derselben Sprache bezeichnet werden. Für sie besteht aber ein wesentlicher Unterschied, weil jede der Varietäten mit sehr unterschiedlichen emotionalen Spracherleben verbunden ist.

Die Arbeit mit dem Sprachenportrait kann es, wie das für Frau S. der Fall war, leichter machen, über Biographisches zu sprechen, weil der »Umweg« über die Sprache genommen wird, wodurch es eher möglich wird, Nähe und Distanz im Erzählen selbst zu regulieren. Sprachenportraits können auch dabei helfen, eine geeignete Sprache zu identifizieren, in der eine Therapie stattfinden kann. Bei Frau S. wurde die Therapie mit Hilfe einer Dari-Dolmetscherin durchgeführt, wohingegen eine Person mit einer Farsi-Varietät des Persischen dafür kaum in Frage gekommen wäre. Und schließlich kann das Sprachenportrait Hinweise auf

Sprachen geben, die im Sinne von Resilienz als mögliche Ressourcen genutzt werden können. Im Portrait von Frau S. finden sich solche Hinweise zum Beispiel auf Italienisch als eine Sprache der Ruhe und Entspannung, aber auch auf kirchliche Sprachen, die für sie mit ihrem Stimmengemurmel, unabhängig von Konfession oder Liturgiesprache, eine Art »sicheren Ort« bilden.

Sprachenportraits führen jedenfalls vor Augen, wie vereinfachend es ist, ein komplexes heteroglossisches Repertoire auf simple Dichotomien wie jene zwischen Herkunftssprache und Zielsprache, zwischen Erstsprache und Zweitsprache, zwischen Minderheiten- und Mehrheitsprache reduzieren zu wollen. Ein möglicher Ausweg aus dem Zwiespalt zwischen alter und neuer Sprache liegt, wie es auch Aharon Appelfelds Sprachgeschichte suggeriert, nicht selten in irgendeinem Dazwischen, Davor, Daneben oder Jenseits davon. Kann sprachliche Diversität also mobilisiert werden, um im Sinne von Luise Reddemann (2001) einen inneren Dialog mit früheren (und künftigen) Ich-Anteilen zu unterstützen? Vor uns liegt ein weites Feld, das nur interdisziplinär bearbeitet werden kann. Noch lässt sich nur spekulieren, was sich dabei auf längere Sicht an praktisch Verwertbarem ergeben könnte, aber damit anzufangen lohnt sich zweifellos.

Literatur

- Altounian, J. (2000). *La survivance. Traduire le trauma collectif*. Paris: Dunod.
- Amati Mehler, J., Argentieri, S. & Canestri, J. (2010). *Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Améry, J. (1977). *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuch eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Anthonissen, C. (2009). Considering the violence of voicelessness: censorship and self-censorship related to the South African TRC process. In R. Wodak & G. Auer Borea (Eds.), *Confronting traumatic pasts. An international comparison* (97 – 122). Wien: Passagen Verlag.
- Appelfeld, A. (2005). *Geschichte eines Lebens*. Berlin: Rowohlt.
- Appelfeld, A. (2008). Geschichte eines Lebens. In B. Busch & T. Busch (Hg.), *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu* (26 – 37). Klagenfurt, Celovec: Drava.
- Bachtin, M. M. (1979). Das Wort im Roman. In R. Grüber (Hg.), *Ästhetik des Wortes*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Betten, A. (2010). Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel. Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz. *Zeitschrift für Literatur und Linguistik*, 40(160), 29 – 57.
- Breckner, R. (2010). *Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien*. Bielefeld: transcript.
- Breuer, J. (1895). Beobachtung I. Frl. Anna O ... In J. Breuer & S. Freud (Hg.), *Studien über Hysterie* (15 – 36). Leipzig, Wien: Deuticke.
- Busch, B. (2010). Die Macht präbabilonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 40(160), 58 – 82.
- Busch, B. (2012 a). *Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig*. Klagenfurt, Celovec: Drava.
- Busch, B. (2012 b). The linguistic repertoire revisited. *Applied Linguistics*, 33(5), 503 – 523.
- Busch, B. & Busch, T. (Hg.). (2008). *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt, Celovec: Drava.
- Buxbaum, E. (1949). The role of a second language in the formation of Ego and Superego. *The Psychoanalytic Quarterly*, 18.

- Collectif (Ed.). (1985). *Du bilinguisme. Actes du colloque*. Paris: Denoël.
- Couëtoux-Jungman, F., Wendland, J., Aidane, E., Rabain, D., Plaza, M. & Lécuyer, R. (2010). Bilinguisme, plurilinguisme et petite enfance. Intérêt de la prise en compte du contexte linguistique de l'enfant dans l'évaluation et le sein des difficultés de développement précoce. *Devenir*, 22(4), 293 – 307.
- Derrida, J. (1997). Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs. In A. Haverkamp (Hg.), *Die Sprache der Anderen* (15 – 41). Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Fanon, F. (1952). *Peau noire, masques blancs*. Paris: Éditions du Seuil.
- Gobodo-Madikizela, P. (2003). *A human being died that night. A story of forgiveness*. Claremont: David Philip.
- Greenson, R. (1950). *Exploration in psychoanalysis*. New York: International Universities Press.
- Gumperz, J.J. (1964). Linguistic and Social Interaction in Two Communities. *American Anthropologist*, 66(6/2), 137 – 153.
- Halwachs, D.W. (1999). Romani in Österreich. In D.W. Halwachs & F. Menz (Hg.), *Die Sprache der Roma* (112 – 146). Klagenfurt, Celovec: Drava.
- Hassoun, J. (2002). *Schmuggelpfade der Erinnerung*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld.
- Hassoun, J. (2009). Éloge de la dysharmonie. In Ders., *Extraits d'une œuvre* (37 – 48). Paris: Harmattan.
- Hein-Khatib, S. (2007). *Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt*. Tübingen: Gunter Narr.
- Hobsbawm, E. (1995). *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. München: Hanser.
- Klein, M. (1961). *Der Fall Richard. Das vollständige Protokoll einer Kinderanalyse*. München: Kindler.
- Kogan, I. (2005). Nachwort. In P. Bründl & I. Kogan (Hg.), *Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Kopf, M. (2005). *Trauma und Literatur. Das Nicht-Erzählbare erzählen – Assia Djebar und Yvonne Vera*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Krapf, E. (1955). À propos des aphasies chez les polyglottes. *Encephale*, 46.
- Kristeva, J. (1990). *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp.
- Krog, A., Mpolweni, N. & Kopano, R. (2009). *There was this Goat. Investigating the Truth Commission Testimony of Notrose Nobomvu Konile*. Scottsville (ZA): University of KwaZulu-Natal Press.
- Lüdtke, U. (2011). Die Vulnerabilität des Logos. Zum Verhältnis von Emotion und Sprache aus interdisziplinärer Sicht. In L. Ebert, C. Gruber, B. Meisnitzer & S. Rettinger (Hg.), *Emotionale Grenzgänge – Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur* (201 – 229). Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Ottomeyer, K. (1997). *Kriegstrauma, Identität und Vorurteil. Mirzadas Geschichte und Ein Brief an Sieglinde Tschabuschnig*. Klagenfurt: Drava.
- Ottomeyer, K. (2006). Gutachtenverwehrlosung in österreichischen Asylverfahren. In K. Ottomeyer & W. Renner (Hg.), *Interkulturelle Traumadiagnostik. Probleme, Befunde und Richtlinien für die Begutachtung von Asylsuchenden* (13 – 48). Klagenfurt: Drava.
- Pavlenko, A. (2005). *Emotions and Multilingualism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reddemann, L. (2001). *Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reddemann, L. (2009). Fremd im eigenen Land. Vortrag bei den Lindauer Psychotherapiewochen (unveröffentlicht), *Lindauer Psychotherapiewochen*. Lindau.
- Rienzner, M. (2011). *Interkulturelle Kommunikation im Asylverfahren*. Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien: Lang.
- Schmid, M. (2004). Identity and first language attrition: A historical approach. *Estudios de Sociolingüística*, 5(1), 41 – 58.
- Swartz, L. (1998). *Culture and mental health. A southern African view*. Oxford: Oxford University Press.
- Tylim, I. (2002). Symbolization, Multilingualism, and Countertransference. In R. Lasky (Ed.), *Symbolization and Desymbolization. Essays in Honor of Norbert Freedman* (164 – 181). New York: Other Press.
- Winter-Heider, C. (2009). *Mutterland Wort: Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.